

XL-Leseprobe

Dangerous Person

Die Verdammten

Roman

© Andrea Reder, Hybrid Verlag

Erster Teil

1.

Ich hatte vergessen, dass es so etwas wie *außen* und *innen* gibt. Einen Körper. Jetzt ist da dieses Kribbeln. *In* mir. Und es wird stärker, fast schon unangenehm. Trotzdem will ich dieses Gefühl auskosten, denn es ist das erste seit der großen Leere. Ich konzentriere mich darauf und stelle mir vor, ich könnte in meinen Körper hineinsehen, könnte die Ursache des Kribbelns ergründen, könnte beobachten, wie mein Blut sich schwerfällig in Bewegung setzt und schneller und immer schneller durch meinen Körper strömt. Inzwischen schießt es wie brennendes Benzin durch die Blutgefäße und wütet in

meinem erstarrten Fleisch! Der Schmerz ist kaum auszuhalten. Ich will nach Luft schnappen, aber es geht nicht! Meine Muskeln gehorchen mir nicht, als wären die Nervenverbindungen zum Gehirn gekappt. *Bin ich etwa gelähmt? Aber ich spüre doch meinen Körper, angefüllt mit Schmerz!*

So sehr ich mich auch anstrenge, mein völlig verkrampfter Brustkorb bewegt sich keinen Millimeter.

Die Augenlider lasten auf den Augen wie festgetackert. Durch die geschlossenen Lider nehme ich einen schwachen roten Schimmer wahr. Ich will schreien, schaffe es aber nicht, den Mund zu öffnen. Das Rot kann ich plötzlich auch hören, auf- und abschwel- lend und unerträglich schrill. *Drehe ich jetzt völlig durch? Konzentrier dich, Mann! Jetzt mach schon!* Ich spanne alle Muskeln an, an die ich mich erinnere, igno- riere den explodierenden Schmerz und bäume mich auf, bis ich mit dem Kopf hart anschlage.

Noch mehr Schmerz! Noch mehr Rot. Doch jetzt löst sich wenigstens der Krampf meines Brustkorbs, ich sauge gierig übel riechende Luft in meine Lungen und stoße beim Ausatmen einen Schrei aus. Zumindest ver- suche ich es, denn was da über meine papiertrockene Kehle kriecht, ist kaum mehr als ein Krächzen. Beim zweiten Atemzug reicht es immerhin für einen rauen Brüller. Jetzt noch die Augen.

Konzentrier dich, verdammt! Mit einer ungeheuren Kraftanstrengung reiße ich die Lider auf. Sie schram- men über die Augäpfel wie Sandpapier. Zuerst ändert sich nichts. Ich sehe immer noch Rot, nur viel intensiver als vorher. Es ist an den linken Rand meines Gesichtsfeldes gerutscht und gibt den Blick frei auf ein ver- schwommenes weißes Licht irgendwo über mir. Ich

strecke meine Hände danach aus, doch sie stoßen an ein Hindernis, gleiten daran entlang – es fühlt sich glatt an. Kalt. Unnachgiebig. Meine Finger tasten weiter, nach oben, nach unten, ich spanne noch einmal meine in Flammen stehenden Muskeln an, stemme mich dagegen – nichts passiert.

Es dauert, bis sich die Erkenntnis wie ein Parasit in mein schmerzendes Hirn bohrt: Ich bin eingesperrt, liege unter einem lichtdurchlässigen Deckel wie in einem Sarg. Lebendig begraben! Angst schnappt nach meiner Kehle, mein gieriges Atemholen geht in panisches Keuchen über, der Gestank wird intensiver und mit ihm die Wut. Wie ein Wahnsinniger trommle ich mit den Fäusten gegen mein Gefängnis, ich scharre daran wie ein Hund, fühle meine Fingernägel splittern, höre mein eigenes, unmenschliches Gebrüll. Da trifft meine rechte Faust auf etwas Nachgiebiges. Mit einem Zischen gleitet die Decke meines Gefängnisses beiseite. Ich sammle meine Kräfte, springe auf – und versinke wieder im Nichts.

2.

Als ich zum zweiten Mal zu mir komme, sehe ich immer noch Rot, und ich kann es auch nach wie vor hören. Aber diesmal bin ich mir sicher, dass es nicht bloß in meinem Kopf ist. Meine Augen wandern suchend umher und entdecken eine rot blitzende Alarmleuchte mit Sirene, die etwa zehn Meter entfernt von mir aus drei Metern Höhe schrille Warnsignale in den Raum schleudert.

Vorsichtig richte ich mich auf. Ich bleibe noch eine Weile hocken und warte darauf, dass der Schwindel vergeht. Dieses Mal lasse ich mir Zeit mit dem Aufstehen, ziehe mich ganz langsam am Rand meines Gefängnisses hoch und steige heraus. Es hat tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Sarg, aber keinem gewöhnlichen. Es ist eher so eine Art moderner Schneewittchensarg: zylindrisch, bestehend aus einem metallischen Unterteil mit ausgeschäumter Liegefläche und einem jetzt zur Seite geschwenkten, mit Staub bedeckten Glasdeckel.

Ich schaue an mir herunter und entdecke, dass ich in einem blauen Surferanzug stecke. *Was hat das zu bedeuten?* An Halsausschnitt, Hand- und Fußgelenken hängen Kabel heraus, die ich beim Sprung abgerissen haben muss. Ich zerre an denen herum, die aus meinem Ausschnitt baumeln, und halte mehrere Haftelektroden in der Hand, an denen meine Brusthaare kleben. In meiner linken Armvene stecken zwei Kanülen mit Schläuchen daran. Ich ziehe sie heraus und versuche, das herausquellende Blut mit der rechten Hand abzudrücken, aber es gelingt mir nicht, beide Stellen gleichzeitig zu erwischen. Blut sickert zwischen meinen Fingern durch und

tropft zu Boden. Die Sirene macht mich verrückt. *Reiß dich zusammen, Mann! Finde heraus, wo du bist.*

Ich sehe mich um. Über mir wölbt sich die Metallkonstruktion einer acht Meter hohen und vielleicht fünfzig Meter langen Halle. Sie ist leer bis auf zehn weitere zylindrische Behältnisse, die rechts von mir aufgereiht sind.

Mühsam torkle ich auf den ersten Behälter zu. Meine Beine scheinen aus Pudding zu bestehen. Ich stütze mich mit den Händen auf dem Glasdeckel ab, wische ein Guckloch in die Staubschicht und werfe einen Blick hinein. Drinnen liegt ein zartgliedriges, bleiches Mädchen mit geschlossenen Augen wie aufgebahrt. Doch es ist nicht tot, sein Körper zuckt und bäumt sich auf wie in einem epileptischen Anfall! Fieberhaft wühle ich im Staub des Glasdeckels herum auf der Suche nach einer Öffnungsvorrichtung und lege endlich einen grün leuchtenden Schalter mit einem Schlüsselsymbol frei. Ich schlage mit der Faust darauf. Der Deckel gleitet mit einem Zischen beiseite.

Das Mädchen krampft weiter. Arme und Beine schlenkern grotesk herum wie bei einer Gliederpuppe. Aus ihrem rechten Mundwinkel kriecht blasiger Schaum. Sie stirbt! *Ich kann sie doch nicht einfach so krepieren lassen!* Ich packe sie an den Schultern, richte sie auf und schüttele sie so heftig, dass die kupferfarbenen langen Haare ihr wie ein glänzender Vorhang um die Ohren fliegen. Keine Reaktion.

»Atme! Du musst atmen, verdammt!«

Nichts. Nur dieses rhythmische Krampfen. Ich verpasse ihr Ohrfeigen mit der flachen Hand. Rechts, links, wieder rechts.

Plötzlich hustet sie. Na endlich! Sie öffnet die Augen und schnappt wie ein aufs Trockene geworfener Fisch

gierig nach Luft. Sofort lasse ich sie los und wackele auf meinen Puddingbeinen zum nächsten Zylinder hinüber. Drinnen krampft der Körper eines athletisch gebauten Jungen mit kurz geschorenem Haar. Mir dämmert, dass ich zu langsam bin, dass ich meine Strategie ändern muss, wenn ich sie alle retten will. Also haste ich, so schnell es meine widerspenstigen Beine zulassen, von Behälter zu Behälter und schlage erst überall auf die grünen Tasten, bevor ich wieder zurückstolpere, mir der Reihe nach einen Erstickenen nach dem anderen vornehme und ihn durch Anschreien, Ohrfeigen und heftiges Schütteln zum Atmen bringe. Sobald die Schnappatmung einsetzt, lasse ich von meinem Opfer ab und stürze mich auf das nächste.

Endlich habe ich es bis zum letzten Zylinder geschafft. Das Mädchen darin liegt mit eigenartig angewinkelten Gliedern da.

Ich streiche ihr die nutellabraune Lockenmähne aus dem Gesicht. Ihre dunklen Augen sind weit geöffnet und starren mich an, die Lippen schimmern bläulich, von beiden Mundwinkeln ziehen sich silbrige Speichelfäden zum Kinn. Ich bearbeite sie genau wie die anderen vor ihr, bis mich plötzlich jemand von hinten am Arm fasst. Als ich mich umdrehe, blicke in das blaue rechte Auge eines Jungen, der meinen Arm sofort loslässt.

Er schüttelt mit einem Kopfschlenker die schräge Vorhangfrisur vor dem anderen Auge beiseite und sagt: »Lass mich mal!«

Widerspruchslos trete ich zur Seite. Ich merke erst jetzt, wie erschöpft ich bin. Meine Beine zittern so sehr, dass ich mich auf den Rand des benachbarten Zylinders sinken lasse.

Der schwächliche Blonde beugt sich über das Lockenmädchen, legt kurz sein Ohr an ihren Mund und beginnt dann mit Mund-zu-Mundbeatmung und Herzmassage. Nach einer Weile horcht er wieder an ihrem Mund, richtet sich auf und schüttelt den Kopf.

»Sie ist tot.«

»Quatsch«, entgegne ich und stoße ihn unsanft beiseite.

Wieder brülle ich auf das Mädchen ein und schlage ihm ins Gesicht, dass die Locken fliegen. Diesmal werden gleich meine beiden Arme von hinten festgehalten. Ich kratze das letzte bisschen meiner Kraft zusammen und versuche mich zu befreien, aber irgendjemand zieht mich mit erstaunlich festem Griff von dem Lockenmädchen fort, während die anderen sich in ihren blauen Surferhäuten um den Behälter versammeln und die reglose Gestalt darin stumm betrachten.

Der Blonde mit dem asymmetrischen Haarschnitt wendet sich in besänftigendem Ton an mich: »Lass gut sein. Sie ist definitiv tot. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, du hast genug getan. Es ist ganz sicher nicht deine Schuld.«

Ich spüre, wie der Unsichtbare hinter mir den Griff lockert. Mit einem Ruck befreie ich meine Arme und fahre herum.

Ein kräftiger Farbiger hebt beschwichtigend beide Hände und sagt: »Tut mir leid, Mann. Sah für mich so aus, als würdest du völlig durchdrehen.«

Ich ignoriere ihn und schaue wieder auf das tote Mädchen. Es starrt aus weit aufgerissenen Augen zurück. Ich kann nicht länger hinsehen und mustere lieber die Lebenden.

Wir sind ein ziemlich seltsamer Haufen: vier Mädchen und sechs Jungen, alle in blauen Neoprenanzügen, aus

denen wirrer Kabelsalat quillt. Hände, Arme und zum Teil auch die Anzüge sind blutverschmiert, aber das kommt wohl vom Ziehen der Kanülen, ansonsten kann ich keine ernsthaften Verletzungen erkennen. Alle sehen ziemlich mitgenommen aus.

Ein paar von ihnen haben sich inzwischen auf den Boden gesetzt, die übrigen halten sich mühsam auf den Beinen, indem sie sich gegenseitig stützen oder an einen der Behälter lehnen. Und sie sind alle jung, mehr oder weniger in meinem Alter, auf jeden Fall noch keine zwanzig Jahre alt. Die Alarmleuchte übergießt ihre Gesichter pulsierend mit rotem Licht. Ich sehe sie mir genau an, erkenne aber kein einziges davon. Verwirrte, verstörte und entsetzte Blicke begegnen mir, in denen ebenfalls kein Erkennen aufblitzt.

Wer zur Hölle sind die? Und was habe ich mit ihnen zu schaffen?

Eine kleine Dicke, deren Fettwülste von dem engen blauen Anzug mit gnadenloser Exaktheit nachgezeichnet werden, heult lautlos vor sich hin. Die Tränen rollen ihr über die Hamsterbacken, kullern über den mächtigen Bauch und tropfen auf die nackten Füße.

3.

»Okay, das war's. Die da hat's hinter sich. Lasst uns abhauen!«

Alle Blicke fliegen zu der Sprecherin und bleiben an ihr kleben. Die, die sich im Angesicht des Todes so abgebrüht gibt, ist ein mittelgroßes Mädchen mit schwarzer Stachelfrisur und mehrfach gepiercter rechter Augenbraue. Um ihren Hals rankt sich ein Stacheldraht-Tattoo.

Sie schleudert dazu passende Stachelblicke in die Runde und faucht: »Was glotzt ihr so? Wollt ihr hier Wurzeln schlagen, bis die uns kriegen?«

»Wer – *die?*«, fragt der Junge mit der Vorhangfrisur.

»Keine Ahnung, die eben, die uns in diese Dinger da gesperrt haben.« Sie deutet mit dem Kinn auf die sargähnlichen Behälter. »Ihr könnt ja machen, was ihr wollt, aber ich hab keinen Bock drauf, denen noch mal in die Hände zu fallen.«

»Die Kratzbürste hat recht.« Das kommt von einem gut aussehenden Typen, den ich mir genauso gut im dunklen Anzug wie in dieser blauen Neoprenhaut vorstellen kann. Er misst bestimmt 1,90 m, trägt die gewellten braunen Haare mit Mittelscheitel kinnlang und wirkt wie eine Kreuzung aus einem spanischen Surflehrer und einem auf lässig machenden Jungunternehmer. Jetzt sagt er in einem Ton, der jedem von uns die Schultern zurückzieht und die Wirbelsäule aufrichtet: »Ich gehe doch recht in der Annahme, dass keiner von euch weiß, wieso wir hier sind und wem wir unseren Aufenthalt in den Zylindern verdanken?« Er schickt einen forschenden Blick in die Runde und fährt dann

mit einem selbstzufriedenen Nicken fort: »Dachte ich mir schon. Wir müssen damit rechnen, dass die dafür Verantwortlichen schon hierher unterwegs sind. Der Alarm wird bestimmt weitergeleitet. Ich für meinen Teil lege auch keinen Wert auf eine Begegnung mit denen, die am anderen Ende der Leitung sitzen. Was auch immer die mit uns vorhaben, es dürfte uns wohl kaum gefallen.«

Er hat recht. Bloß weg von diesem unheimlichen Ort! Aber wie sollen wir das anstellen? Ich fühle mich noch immer so kraftlos, dass ich mich kaum auf den Beinen halten kann, und den anderen geht es sicher nicht besser. Andererseits – was haben wir schon für eine Wahl?

Der Lange nimmt uns die Entscheidung ab. Er wankt auf eine Tür am Ende der Halle zu, ohne uns weiter zu beachten. Wir anderen rappeln uns auf und tapern ihm hinterher. Er versucht die Tür zu öffnen, aber sie ist verriegelt. Er rüttelt daran. Nichts passiert. Langsam dreht er sich zu uns um, Ratlosigkeit im Blick. Die arrogante Selbstsicherheit ist für einen Augenblick aus seinem Gesicht gewischt, und sofort lassen alle die Schultern hängen.

Verdammt! Es muss doch einen Ausweg geben!

Da setzt sich das Stachelmädchen in Bewegung. Es hangelt sich schwankend wie eine Besoffene an der Hallenwand entlang bis zu einem dort angebrachten Feuerlöscher, reißt ihn aus der Halterung und sinkt prompt unter seinem Gewicht zu Boden. Aber der Schwarze hat schon begriffen, was das Mädchen vorhat, hilft ihm auf und stemmt mit ihm zusammen den Feuerlöscher hoch. Er setzt den Abzugshebel an der Türkante an und versucht sie aufzustemmen. Zuerst verbiegt sich das Metall unter lautem Knarzen ein we-

nig. Wir halten den Atem an. Dann gibt das Schloss tatsächlich nach und die Tür springt auf.

Wir drängeln uns nach draußen in die Dunkelheit und bleiben kurz stehen, um unsere Augen an die veränderten Lichtverhältnisse zu gewöhnen.

Die Alarmleuchte schleudert ihre roten Lichtblitze noch einige Meter in die Nacht hinaus und schneidet für Sekundenbruchteile die Silhouette von Bäumen aus dem Nachthimmel.

Abgesehen davon ist es stockfinster. Wir befinden uns offenbar in einem Wald. Außer einem dunkel schimmernden asphaltierten Bereich um die Halle herum ist keine Straße und kein Weg zu erkennen, nicht einmal so etwas wie ein Trampelpfad.

»Und was jetzt?«, fragt das rothaarige Mädchen. Es hat sich bei dem Schwarzen untergehakt und stützt sich schwer auf ihn.

In diesem Moment kann man undeutlich Geräusche hören, die von dem rhythmischen Jaulen der Alarmsirene überlagert werden. Wir stehen alle wie angewurzelt und lauschen. Jetzt kann man Stimmen ausmachen, die lautstark Befehle bellen. Ein Adrenalinstoß jagt durch meinen Körper.

»Nichts wie weg, die sind uns schon auf den Fersen. Wir müssen uns irgendwo verstecken. Folgt mir!« Der Lange hat seine Selbstsicherheit wiedergewonnen und schlägt sich geradewegs ins Gebüsch.

Und wieder mobilisieren wir auf sein Kommando unsere letzten Kräfte und setzen uns in Bewegung. *Das Rudel folgt dem Leitwolf.*

Wir keuchen durchs Unterholz. Dünne Zweige peitschen mir ins Gesicht, die nackten Füße schmerzen von Dornen und Steinen, über die ich stolpere. Ich trete in

etwas Glitschiges, nasses Moos vielleicht, hoffe ich, was anderes will ich mir lieber nicht vorstellen.

Gleich vor mir ist das Stachelmädchen. Es hält sich erstaunlich gut, denn ich habe Mühe, den Abstand zwischen uns nicht größer werden zu lassen.

Wir sind noch keine fünfzig Meter weit gekommen, da bleibt die Stachelige abrupt stehen.

Sie wäre fast über eine lebensgroße Surfbarbie gestolpert, die dekorativ hingegossen vor ihr auf dem Waldboden liegt und schluchzt: »Ich kann nicht mehr!«

Der Mond hat sich ein Stück durch die Wolkendecke gekämpft und lässt ihr langes blondes Haar in der Dunkelheit schimmern. Der Schmächtinge mit der asymmetrischen Schüttelfrisur, der sich schon beim Lockenmädchen als Samariter versucht hat, kniet bei ihr und streicht ihr tröstend über den Kopf.

»Tja, sehr schade, Schönheit, aber das war's dann wohl für dich«, ist der Kommentar des Leitwolfs.

Barbie guckt ungläubig, die hellen Puppenaugen erstaunt aufgerissen, den Schmollmund unter dem niedlichen Stupsnäschen protestierend geöffnet.

»Du kannst sie doch nicht einfach zurücklassen!«, empört sich der Samariter. »Wenn wir sie zu zweit unterhaken, wird es schon gehen.«

»Bei unserem körperlichen Zustand? Wir können uns ja kaum selber retten! Los jetzt! Die haben Hunde auf uns angesetzt.«

Tatsächlich hört man aufgeregtes Kläffen und Jaulen. Es zeichnet Angst in die Gesichter der Umstehenden, die mit einer Mischung aus Pflichtgefühl und einer Spur echten Mitleids ringt.

»Ihr glaubt doch nicht, dass die da auch nur einen Gedanken daran verschwenden würde, wenn einer von

uns schlappgemacht hätte!« Stachelmädchen wirft der Barbie einen abschätzigen Blick zu und gesellt sich zum Leitwolf. Es macht ihr offenbar Spaß, die Harte zu geben.

Ein kleiner orientalischer Typ schickt einen beschwörenden Blick aus lang bewimperten Samtaugen in die Runde.

»Allah wird uns strafen, wenn wir uns nicht um die kümmern, die unsere Hilfe brauchen!«

»Dein Allah kann mich mal!«, schnauzt Stachelmädchen. »Wenn er Bock hat, kann er die ja gern selber abschleppen.«

»Leute – geht's noch? Wie lange wollt ihr denn noch diskutieren? Wir müssen hier weg! Wer wirklich die Kleine mitschleppen und sich schnappen lassen will – bitte sehr! Die anderen folgen mir und suchen nach einem Bach! Wenn wir durchs Wasser waten, verlieren die Hunde unsere Spur und wir können uns auf der anderen Seite ein Versteck suchen«, ordnet der Leitwolf an und haucht der fassungslosen Barbie mit bedauernd verzogenem Mund eine Kuschhand zu, bevor er sich abwendet und weiter in den Wald eindringt.

Der athletische Junge mit der Soldatenfrisur folgt ihm auf dem Fuß, während die zierliche Blasse mit dem wallenden Kupferhaar immerhin eine Anstandssekunde zögert, bevor sie sich mit einem entschuldigenden Schulterzucken umdreht und den beiden hinterherstolpert. Stachelmädchen wirkt einen Moment lang unschlüssig, doch dann heftet es sich an die Fersen der drei.

Barbies Gesicht zeigt inzwischen den Ausdruck echten Entsetzens. Mit Kleinmädchenstimme fleht sie: »*Bitte!*«

Das weckt Beschützerinstinkte. Ohne weitere Diskussion helfen der Farbige und der Samariter ihr auf die

Füße, legen sich jeweils einen ihrer Arme um die Schulter und ziehen sie mit sich. Es dauert gefühlte zwei Minuten, dann sind sie mit ihrer Kraft am Ende. Der Orientale und ich übernehmen die Schöne, die inzwischen völlig apathisch ist. Sie versucht nicht einmal mehr, ihre Füße aufzusetzen, die über den Waldboden schleifen. Ich sauge den schwachen Duft ihres seidigen Haares ein. Aprikosenshampoo, tippe ich. Die von der blauen Surferhaut eng umspannten Prachtbrüste zittern im holprigen Rhythmus unserer Schritte. Obwohl sie nicht viel wiegen kann, strengt es wahnsinnig an, sie mitzuschleppen. Lange können wir das unmöglich durchhalten, geschwächt wie wir sind. Das dicke Mädchen ist keine Hilfe, es hat genug mit sich selbst zu tun und keucht in immer größer werdendem Abstand hinter uns her. Das erwartungsvolle Gejaule der Hundemeute tippt uns schon auf die Schulter. Da treffen wir auf Stachelmädchen. Sie scheint auf uns gewartet zu haben.

»Hast du doch noch deine menschliche Seite entdeckt?«, spottet der Samariter.

»Halt's Maul!«, zischt sie. »Ich habe ein Stückchen weiter einen Bach entdeckt. Unsere einzige Chance mit der da im Schlepptau.« Die Stachelige macht eine wegwerfende Kopfbewegung in Barbies Richtung.

Aus irgendeinem Grund freut es mich, dass sie sich nicht länger an den Leitwolf hält. Ohne eine Antwort abzuwarten, schlägt sie sich nach rechts ins Dickicht. Wir folgen ihr und stoßen auf den seichten Bach. Das eiskalte Wasser tut meinen geschundenen Füßen gut. Wir sind dem Bachlauf gerade mal ein paar Schritte gefolgt, als es hinter uns plumpst. Der Orientale und ich drehen uns mit unserer blonden Last um. Die Dicke hat sich einfach ins Wasser fallen lassen.

»Ich kann nicht mehr weiter«, heult sie und zittert dabei am ganzen Körper. Die Haare kleben ihr schweißnass am runden Schädel. Rotz läuft ihr aus dem rechten Nasenloch bis zum Kinn.

Ich kann gar nicht hinsehen, aber der Orientale gibt beruhigende Laute von sich: »Schsch, schschsch. Ist ja schon gut.«

Ich beobachte die Stachelige, aber die schnappt diesmal nicht zu. Stattdessen zieht sie einmal scharf die Luft ein und presst dann hervor: »Also schön. Verstecken wir uns!«

Sie zerrt die Dicke unsanft auf die Füße und schiebt sie die Uferböschung hinauf. Wir hinterher. Die Umgebung hellt sich ein bisschen auf, und ein fahler Mond, der sich bisher die meiste Zeit hinter dichten Wolkengebirgen versteckt hat, hängt wie ein angebissener Pfannkuchen am Nachthimmel. Vor uns liegt eine Lichtung, die mit hohen Farnbüscheln und Fingerhut bewachsen ist. Wir dringen etwa bis zur Mitte vor und verbergen uns zwischen den Farnen. Rechts von mir liegt die Barbie mit geschlossenen Augen. Ihr Kopf ist in den Schoß des Orientalen gebettet, der ihr mit der Hand liebevoll Luft zufächelt. Währenddessen hockt der Samariter an ihrem Fußende und massiert ihr die Füße. *Lächerlich, als könnte das gegen den totalen körperlichen Zusammenbruch helfen!* Der Farbige sitzt links von mir neben dem dicken Mädchen und wischt ihm mit dem Ärmel seines blauen Anzugs über das verheulte Gesicht. Er erntet einen dankbaren Blick aus zwischen Fettwülsten eingequetschten Augenschlitzen. Die beiden flüstern miteinander. Ich spüre den Atem des Stachelmädchens warm zwischen meinen Schulterblättern und bemühe

mich, keine Bewegung zu machen. Nur meine Hände spielen unruhig mit einem dicken Ast.

Gedämpft hört man das Winseln der Hundemeute. Sie scheint wie erhofft unsere Spur im Wasser verloren zu haben. Leichter Wind kommt auf, und der im Mondlicht fahlrosa leuchtende Fingerhut nickt leise vor sich hin.

Auf einmal wird der Pfannkuchenmond von Wolken verschluckt. Es wird finster, und das Flüstern neben mir verstummt. Winzige grüne Lichtpunkte schweben jetzt über die Lichtung, verharren an einigen Stellen, werden dann weitergeweht und bleiben erneut in der Luft stehen.

»Glühwürmchen«, murmele ich überrascht und aufs Geratewohl, denn ich habe noch nie welche gesehen.

Stachelmädchens heißer Atem in meinem Rücken geht schneller.

»Du ahnungsloser Träumer«, zischt es hinter mir.

Noch bevor ich weiß, wie ich auf diese Beleidigung reagieren soll, hängen die grünen Lichtpünktchen wie eine leuchtende Wolke direkt über unseren Köpfen. Ein kaum wahrnehmbares Surren begleitet sie.

»Scheiße! Wir müssen abhauen!« Stachelmädchen rappelt sich auf und schlägt wie eine Verrückte nach den Lichtpünktchen, die aber geschickt ausweichen.

Jetzt hören wir auch die Hunde wieder. Ihr Gejaule klingt erwartungsvoll und kommt schnell näher. Sie müssen unsere Spur wiedergefunden haben. Die Stachelige stürmt einfach los, ohne sich noch einmal umzudrehen, der Schwarze und der Samariter reißen die stöhnende Barbie auf die Füße und schleifen sie mit sich, wir anderen hängen uns dran. Wir kämpfen uns kreuz und quer durch die dicht an dicht stehenden, fast brusthohen Farne, aber die grüne Lichtpünktchenwolke

lässt sich nicht abschütteln. Mein Herz pumpt auf vollen Touren, mehr ist einfach nicht drin. Trotzdem habe ich das Gefühl, nicht vom Fleck zu kommen. Das verdammte Hundegebell ist mir dicht auf den Fersen. Ich spüre ein Stechen in meiner Lunge, und vor meinen Augen tanzen jetzt rote Flecken. Meine rechte Hand krampft sich um den knorrigten Ast, den ich mitgeschleppt habe.

Als ich fast den Rand der Lichtung erreicht habe, flammt mir ein gleißendes Licht direkt in die Augen. Ich stoppe abrupt und hebe die linke Hand schützend vor mein Gesicht.

Unmittelbar hinter mir höre ich ein Knurren, das mich herumschnellen lässt.

Da steht ein Riesenvieh mit blutunterlaufenen Augen, deren Ausdruck mich an meinem Platz festnagelt. Die Ohren sind angelegt, die Lefzen hochgezogen und entblößen die langen Fangzähne. Dann geht alles ganz schnell. Ich hebe abwehrend meinen Astknüppel, das Vieh drückt sich vom Boden ab, ich hole aus und erwische es noch im Sprung am Kopf. Es kippt auf die Seite und bleibt liegen, durch die Glieder läuft ein Zittern, dann streckt es einmal die Pfoten und bewegt sich nicht mehr. Der Knüppel gleitet mir aus den Händen und ich schaue in das brechende Auge des Tiers, unfähig, das, was ich da sehe, mit meinem Handeln in Verbindung zu bringen.

Da kommt ein fatter Kerl angekeucht, wirft einen Blick auf den Hund und brüllt: »Du mieses Schwein!«

Er verpasst mir einen Fausthieb auf die Nase, es gibt ein hässlich knirschendes Geräusch und heißer Schmerz zuckt durch mein Gesicht. Ich schmecke Blut, Blut spritzt mir in die Augen, und ich kralle meine Hände

um die Kehle meines Angreifers und drücke zu. Der wirkt völlig überrumpelt und glotzt mich ungläubig an, so als hätte er überhaupt nicht mit Gegenwehr gerechnet. Mit Genugtuung sehe ich, wie sein Gesicht dunkelrot anläuft und die Augäpfel aus den Höhlen quellen. Ein bestialischer Gestank geht von ihm aus und macht mich rasend. Erst jetzt beginnt er, wild um sich zu schlagen, aber ich spüre seine Treffer kaum. Nun fingert er hektisch an meinen Händen herum und versucht vergeblich, die Finger einzeln von seinem Hals zu lösen. Ich drücke so fest zu, wie ich kann, und beobachte den Ausdruck seiner Augen, der von Wut über Panik zu etwas anderem wechselt, das ich nicht einordnen kann.

Im selben Moment, in dem mir klar wird, dass es Todesangst ist, spüre ich einen dumpfen Stoß in meinem Rücken. Meine Hände sind augenblicklich völlig kraftlos, sie lösen sich von der Kehle meines Gegners und rutschen an seinem Körper herunter, ohne Halt zu finden. Ich registriere eher überrascht als beunruhigt, dass meine Glieder plötzlich die Konsistenz von Gummi haben. Das stützende Knochenskelett hat sich in nichts aufgelöst. Wie in Zeitlupe sacke ich in mir zusammen zu einem unordentlichen Haufen Weichtierfleisch und sauge dabei meine Augen fest an dem Ausdruck von Todesangst im Blick meines Feindes. Dann kann ich auch meine Augenlider nicht mehr kontrollieren, die wie ein schwerer Vorhang über die Pupillen rutschen.

4.

Ich fühle mich angenehm schläfrig. Das gleichmäßige Vibrieren des Fahrzeugs wirkt beruhigend. Mein Kopf hängt auf der Brust und pendelt in den Kurven geschmeidig von einer Schulter zur anderen, aber ich kann nicht umkippen, denn zwei Gurte fixieren mich sicher in dem weichen Sitz. Bei dem Versuch, die Augenlider hochzuziehen, stoße ich auf Widerstand. Mit Mühe gelingt es mir, die Augen gerade so weit zu öffnen, dass ich zwischen meinen noch aufeinanderliegenden Wimpern hindurchspähen kann. Auf der Sitzfläche neben mir erkenne ich einen muskulösen rechten Oberschenkel in blauer Surferhaut, auf dem ein entblößter Unterarm abgelegt ist. Ich weiß sofort, dass er zu Stachelmädchen gehört. Jetzt zuckt der Arm ganz leicht, weil eine Fliege darauf gelandet ist. Das Insekt fliegt einen kleinen Bogen und parkt dann entschlossen wieder auf derselben Stelle. Es krabbelt mit ruckartigen Bewegungen auf der weichen Haut entlang. Ich stelle mir das Gefühl der kleinen Insektenfüße auf der nackten Haut vor, den wohligen Schauer, den sie und der tastende Rüssel auslösen. Die Stachelige muss die Berührung spüren, regt sich aber nicht. Nun hat die Fliege im Zickzackkurs das Handgelenk erreicht und krabbelt über eine winzige tätowierte Ratte, die dort im Comicstil die Zähne fletscht. Erst jetzt wird die Fliege mit einem leichten Schlenker des Handgelenks verscheucht.

Ich versuche, den Kopf zu heben, aber mein Körper hat noch immer keine Spannung. Es ist mir egal. Mein knochenloses Fleisch ist angenehm empfindungslos. Ich spüre keine schmerzenden Fußsohlen und keine

brennenden Muskeln mehr. Nicht einmal die Nase, die den Hieb abbekommen hat, verursacht irgendein Gefühl. Von mir aus könnten wir ewig so weiterfahren.

»Wie geht es ihm?« Das ist die mitfühlende Stimme des Samariters, die von rechts vorn kommt.

»Immer noch betäubt«, sagt Stachelmädchen neben mir.

»Ich möchte gern wissen, was das für ein Cocktail war, den *die* ihm in den Rücken gejagt haben.« Hört sich an wie die Stimme des Schwarzen. *Aha*. Das war also der Stoß in meinem Rücken. Vermutlich ein Schuss aus einem Betäubungsgewehr.

»Ist euch eigentlich aufgefallen, dass dieser Bus mit einer Brennstoffzelle betrieben wird? Das ist fantastisch!« Die Stimme des Samariters überschlägt sich fast vor Begeisterung.

»Und woher willst du das wissen, du Klugscheißer?«, höhnt eine männliche Stimme, die dem Kurzgeschorenen gehören könnte.

»Hast du das Symbol für Wasserstoff auf dem Tankdeckel nicht gesehen? Das ist *die* Zukunftstechnologie!«

»Wie funktioniert das?«, erkundigt sich Stachelmädchen.

»Ganz einfach: Wasserstoff und Sauerstoff treffen in einer kontrollierten Reaktion aufeinander und liefern Energie. Und der einzige Abfallstoff, der aus dem Auspuff kommt, ist – Wasser! Das ist der Wahnsinn! Weißt du, dass damit eins unserer Hauptumweltprobleme gelöst ist? Und wir müssen trotzdem nicht auf unsere heiß geliebte Mobilität verzichten. Ich hätte nie gedacht, dass diese Technologie so schnell serienreif wird.« Das ist wieder der Samariter, der sich damit als Ökofreak outet. *Rettet die Erde*. Das passt zu ihm.

»Es liegt mir fern, deine Begeisterung dämpfen zu wollen, aber dieses hochgelobte Fahrzeug liefert uns vermutlich gleich im nächsten Knast ab.« Unverkennbar die spöttische Stimme des Leitwolfs. Ihn haben sie also auch erwischt.

»Im Gefängnis? Wie kommst du denn auf so was? Seid ihr – seid ihr etwa Verbrecher?« Dieses ängstliche Stimmchen kann ich nicht genau zuordnen, es könnte der Rothaarigen oder auch der Dicken gehören, vielleicht sogar der Barbie.

»*Wir*, Schätzchen, wenn schon, dann *wir*. Ich denke doch, wir sitzen alle in einem Boot – pardon, in einem Bus. Und dieser hier hat wohl kaum zufällig Scheiben aus Panzerglas und lässt sich nicht von innen öffnen. Einen Fahrer gibt es auch nicht. Und ob unter uns Verbrecher sind, kann ich dir nicht sagen, aber Gefangene sind wir allemal. Oder glaubst du etwa, dass wir uns freiwillig in die Zylinder sperren ließen? Ich befürchte, man hat uns als Versuchspersonen für medizinische Experimente aufbewahrt.«

»Aber vielleicht – ich meine, es könnte doch sein, dass wir in so einer Art Krankenhaus waren. Schließlich waren wir an Schläuche angeschlossen und mit den Elektroden sind sicher unsere Vitalfunktionen überwacht worden.«

»Komisches Krankenhaus, so mitten im Wald. Hast du etwa Ärzte gesehen? Oder Krankenschwestern? Wenn ihr mich fragt, haben die uns als Organspender aufbewahrt. Kennt man doch aus dem Fernsehen. Und wir sind alle jung und in körperlich guter Verfassung, wenn man mal von der Dicken da absieht.« Das könnte die Stimme des athletischen Jungen mit dem kurz geschorenen Haar sein.

»Da hast du verdammt recht, Mann. Und wenn wir einfach nur krank wären, hätte man sicher nicht die Hunde auf uns gehetzt. Oder habt ihr schon mal davon gehört, dass Krankenhäuser Jagd auf Patienten machen?« Wieder der Farbige.

Jetzt ist erneut die ängstliche Mädchenstimme zu hören: »Aber könnte es nicht sein, dass wir alle sehr krank sind und man uns zurückholen musste, um unser Leben zu retten? Oder dass wir ansteckend sind und auf einer Isolierstation waren?«

»Also *ich* fühle mich kein bisschen krank. Nur völlig erschöpft. Und unsere Verfolger trugen keine Schutzkleidung, folglich sind wir wohl kaum mit irgendeinem gefährlichen Virus infiziert«, kontert der Leitwolf.

In diesem Moment rollt mein Kopf langsam zur rechten Schulter. Offenbar beschreibt der Bus eine große Linkskurve, verlangsamt sein Tempo und kommt zum Stehen. Das Gespräch verstummt. Ich höre, wie seitlich eine Tür zurückgleitet. Jemand steigt in den Bus, hebt mein Kinn an und zieht mir ein Augenlid hoch. Wir starren uns an.

»Alles bestens«, meldet der Typ über die Schulter nach draußen, »er ist bereits bei Bewusstsein.« Dann löst er meine Gurte, greift mir unter Achseln und Kniekehlen und trägt mein schlaffes Fleisch nach draußen, als wäre ich ein hilfloses Kind. Dort werde ich auf einen Stuhl gesetzt und wieder festgeschnallt. Mein Kopf baumelt noch immer über meiner Brust, als hätten meine Nackenmuskeln sich aufgelöst. Ich spähe weiter zwischen meinen Wimpern hindurch und sehe in dem Rahmen, den meine Haare und meine Knie bilden, gepflasterten Boden und ein Stück von einem Rad. Ich sitze anscheinend in einem Rollstuhl. Ich kann hören, wie die anderen stumm aus dem Transporter steigen und sich um mich scharen. Nun setzen sich die

Pflastersteine in Bewegung und gleiten unter mir vorbei. Es folgen eine schwarze Matte und eine silberfarbene Schwelle. Dann flitzen große rechteckige Platten aus hellem Marmor unter mir durch. Genau über einem sternförmigen Bodenmosaik bleiben wir stehen.

5.

Jemand schiebt meinen rechten Ärmel zurück. Ich spüre etwas Kühles in der Armbeuge und danach einen Stich. Schlagartig verwandelt sich mein schlaffer Körper zurück in ein Wirbeltier, das stützende Knochenskelett ist wieder da und ich kann Muskeln und Sehnen spüren. Versuchsweise konzentriere ich mich auf meine Nackenmuskulatur und kann problemlos den Kopf heben. Ich öffne die Augen ganz und sehe mich um.

Wir befinden uns in der Mitte einer kreisförmigen Halle, die zu zwei Dritteln aus einer bodentiefen Fensterfront mit eingelassener Schiebetür besteht. Unsere Jäger sind draußen geblieben und haben sich abwartend vor dem Eingang postiert. Sie würden harmlos wirken, wären da nicht ihre klobigen Gewehre, die sie lässig über die Schulter gehängt tragen. Der, den ich gewürgt habe, ist nicht dabei. Um mich herum stehen die anderen in ihren albernen blauen Neoprenhäuten, die Arme abwehrend vorm Körper verschränkt oder schlaff herabhängend, die Mienen teils misstrauisch, teils ängstlich. Sie sehen schmutzig und mitgenommen aus. Barbie und die Dicke sitzen wie ich im Rollstuhl. Der Kurzgeschorene ballt die Fäuste. Es befriedigt mich, dass sie den arroganten Leitwolf und sein Gefolge auch geschnappt haben.

»Hey!« Stachelmädchen hat meine Verwandlung zum Wirbeltier bemerkt und begrüßt mich im Flüsterton.

Ich bin überrascht, dass sie Notiz von mir nimmt, sage aber auch leise: »Hey!«

Jetzt tritt ein weiß bekittelter, hagerer Mittfünfziger mit schütterem Grauhaar auf uns zu. Mit dem blendenden

Lächeln eines Fernsehmoderators flötet er: »Mein Name ist Dr. Schmied. Im Namen der Föderation der Sichereren Staaten heiße ich Sie ganz herzlich in unserem Sanatorium *Weißer Stern* willkommen. Sie alle sind unvorbereitet aus dem Kryoschlaf erwacht, weil es durch einen technischen Defekt zu einem Totalausfall der Kontrollsysteme kam. Der Vorgang des Erwachens muss sehr schmerzhaft und traumatisch für Sie gewesen sein. Normalerweise hätten Sie vorher Medikamente erhalten. Die Föderation entschuldigt sich in aller Form für die Unannehmlichkeiten, die Ihnen dadurch entstanden sind ...«

»*Unannehmlichkeiten?* Eine von uns ist immerhin tot!«, fällt ihm der Samariter empört ins Wort.

»Sie haben völlig recht. Bitte entschuldigen Sie meine unglückliche Wortwahl. Was für ein entsetzlicher, tragischer Unfall!«, fährt der Weißkittel fort. »Die Föderation möchte Sie gern für die erlittenen Qualen entschädigen. Sie spendiert Ihnen einen kostenlosen Aufenthalt in diesem Sanatorium bis zu Ihrer völligen gesundheitlichen Wiederherstellung. Sie werden gleich untersucht und dann in Ihre Quartiere geleitet. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt und gute Erholung in unserem Hause. Sollten Sie irgendwelche Wünsche haben, wenden Sie sich bitte vertrauensvoll an unser Personal.«

»Ich hätte da schon einen Wunsch«, meldet sich der Leitwolf in scharfem Ton zu Wort. »Ich verlange sofortige Aufklärung über unseren – wie sagten Sie doch gleich? – Kryoschlaf. Was genau muss ich mir darunter vorstellen? Weshalb wurden wir in diesen Zustand versetzt und wie lange hat er gedauert?«

»Selbstverständlich sollen Sie das alles erfahren. Aller-

dings hat Ihr Wohlergehen für uns oberste Priorität. Sie verstehen sicher, dass zunächst Ihr Gesundheitszustand überprüft werden muss. Danach sollten Sie sich von den Strapazen ihrer völlig unnötigen Flucht erholen. Schlafen Sie sich erst einmal aus, und morgen früh sehen wir dann weiter.« Mit einem Kopfnicken verabschiedet er sich.

Schlafen klingt ausgesprochen gut in meinen Ohren, genauso wie *Sanatorium*. Auch wenn ich diesem Doktor Strahlemann nicht über den Weg traue, scheint doch im Augenblick keine unmittelbare Gefahr für uns zu bestehen. Müdigkeit kriecht in meine Glieder.

Inzwischen haben an die zwanzig weitere Weißkittel, Männer und Frauen, die Halle betreten und kommen auf uns zu. Jeder von uns wird von zwei von ihnen in Empfang genommen. Meine beiden rollen mich mit meinem Rollstuhl zu einem Untersuchungsraum. Mir fällt auf, dass meine Begleiter Türsteherformat haben. Vermutlich halten die mich für gefährlich wegen der Sache mit dem Hund. Als mich einer von beiden auf die Untersuchungspritsche heben will, wehre ich ab und bestehe darauf, mich selbst hinaufzuziehen.

Trotz meiner Erschöpfung will ich das Gefühl genießen, wieder über gebrauchsfähige Muskeln zu verfügen. Ich muss mich auf die Seite drehen und werde mithilfe eines seitlich verlaufenden Reißverschlusses aus meinem blauen Anzug geschält. Von wegen Surferanzug! Das Innere ist mit einem Gewimmel von hauchdünnen Kabeln in unterschiedlichsten Farben ausgekleidet. Dazwischen schimmern Metallplättchen. Darunter bin ich nackt bis auf einen silbrigen, eng anliegenden Slip. Ich mustere meinen schweißglänzenden Körper und bin erleichtert, dass zumindest er mir bekannt vorkommt:

lange Beine, etwas zu schmale Hüften und Schultern, gerade genug an Arm- und Schultermuskulatur, um weder wie ein Schluffi noch wie ein Sportfreak zu wirken. Alles in allem vielleicht ein bisschen zu mager.

Inzwischen hat Dr. Schmied den Untersuchungsraum betreten und checkt mich gründlich durch, wobei er mir in launigem Plauderton erklärt, wozu die einzelnen Untersuchungen dienen. Herz, Blutdruck und Lungenfunktion werden überprüft. Über meinen Körper läuft eine Art Scanner auf der Suche nach verborgenen Knochenbrüchen. Dann tastet der Doktor gründlich meine Muskulatur ab, um zu prüfen, ob sie sich durch den Kryoschlaf zurückgebildet hat. Anschließend werde ich gewogen und gemessen. Eine von den Türsteherfiguren nimmt mir Blut ab. Er entfernt geduldig mit einer Pinzette Splitter und Steinchen aus den wunden Füßen, desinfiziert sie und sprüht sie mit etwas ein, das er *flüssige Haut aus der Dose* nennt. Auch der Verband auf meiner Nase wird erneuert.

Sie wollen meinen Namen wissen, aber ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern. *Ein Scheißgefühl*. Dr. Schmied tröstet mich, dass das nach einem Kryoschlaf nicht ungewöhnlich sei und dass die Erinnerung schon wiederkommen werde. Er versichert mir, der Nasenbeinbruch sei fachgerecht gerichtet worden. Insgesamt sei ich in erstaunlich guter körperlicher Verfassung. Ich bekomme zur Auffrischung meines Impfschutzes noch eine Spritze in den rechten Oberarm. Danach darf ich mich in einen flauschigen Bademantel hüllen, schlüpfe in weiche Pantoffeln und werde von den Weißkitteln durch ein Labyrinth von Gängen geführt.

6.

Endlich bleiben wir stehen. Vor uns gleiten die beiden Hälften einer breiten Metallschiebetür auseinander. Ich trete in ein geräumiges Zimmer, dessen Wände in warmem Fahrbahnmarkierungsgelb leuchten. Die uns gegenüberliegende Längswand besteht komplett aus Glas und gibt den Blick auf einen Park mit Baumriesen frei, die uralt sein müssen. An der Stirnseite befindet sich ein großer Wandspiegel. In der Wand gegenüber gibt es eine weitere Schiebetür.

Links vom Eingang befindet sich das Bad. Einer der beiden muskulösen Weißkittel klebt mir ein wasserfestes Pflaster auf meine verbundene Nase und erklärt mir die Funktion der geräumigen Dampfdusche. Es gibt ungefähr zwanzig verschiedene Duschprogramme und ebenso viele Hautpflegemittel. Er zeigt mir einen Notfallknopf und sagt, dass er vor der Tür warten werde. Ich schlüpfte aus dem Bademantel und stelle mich in die Dusche, wo ich das Programm »belebend« und die Hautpflege »Meeresbrise« auswähle. Erscheint mir irgendwie passend für einen, der bis eben noch in einem Surferanzug gesteckt hat. Aus unzähligen Öffnungen zischt der heiße Dampf auf meinen Körper und massiert meine schmerzenden Muskeln. Ein frischer Duft nebelt mich ein. Ich wundere mich, dass meine verletzten Füße gar nicht brennen, und befühle vorsichtig die Sohle meines linken Fußes. Sie fühlt sich glatt an und lückenlos. Muss an dieser Dosenhaut liegen. Ich dusche so lange, dass einer der Türsteher zwischendurch an die Scheibe klopft und wissen will, ob alles in Ordnung sei. Ich schicke ihn weg. Nach einer halben Ewigkeit verlasse

ich die Dusche, trockne mich ab, hülle mich in den Bademantel und betrete das Zimmer.

Meine Begleiter haben es sich inzwischen in der Sitzgruppe aus cognacfarbenem Stoff bequem gemacht. Jetzt fragt einer der beiden, ob ich Schmerzmittel benötige wegen meiner gebrochenen Nase. Ich lehne ab, obwohl sie sich bereits bemerkbar macht und heftig pocht. Aber ich will keine Drogen bekommen, deren Wirkung ich nicht einschätzen kann. Meine Erfahrung mit dem Betäubungsmittel reicht mir fürs Erste.

»Wie sieht es denn mit Ihren Essenswünschen aus?«, will der Bulligere von beiden wissen.

»Was gibt es denn?«, frage ich zurück.

»Wir können Ihnen alles besorgen, worauf Sie Lust haben. Sie müssen es uns nur sagen.«

Na das ist doch mal ein Angebot! Ich muss gar nicht lange überlegen. Der Geschmack von kross gegrilltem, würzigen Fleisch liegt mir bereits auf der Zunge.

Also sage ich: »Ein Döner wäre nicht schlecht.«

Der Bulli guckt fragend seinen Kollegen an. Der runzelt nachdenklich die Stirn. Dann hellt sich seine Miene auf, als hätte er eine Erleuchtung: »Aber natürlich! Mein Vater hat mir immer davon vorgeschwärmt. Das ist so eine Art gefüllte Pizza, nicht wahr?«

Ich glaub es nicht!

»Kommen Sie schon, jeder kennt doch Döner. Döner-Kebab? *Die* türkische Spezialität?«

Wieder gucken die beiden sich irritiert an. Die scheinen es wirklich ernst zu meinen.

Ich erkläre: »Ein Döner ist so eine Art Tasche aus Fladenbrot, gefüllt mit kross gegrillten Lammfleischstückchen vom Drehspieß. Rindfleisch geht auch. Ach

ja, und mit Grünzeug wie Salat und Tomaten. Und gewürzter Joghurtsoße. Kriegen Sie das hin?«

»Das dürfte kein Problem sein. Wir werden unseren Hauscomputer Daisy mit Ihren Angaben füttern. Sie müssen allerdings ein bisschen Geduld haben, so eine Bestellung kriegen wir nicht jeden Tag«, antwortet der Bulli, und gemeinsam verlassen sie mein Quartier.

Den Hauscomputer füttern? Wieder bin ich mir nicht sicher, ob die beiden mich verschaukeln wollten. Egal. Ich schaue mich in dem Zimmer um, aber viel gibt es da nicht zu sehen. Ein paar Bilder hängen an der Wand. Langweiliger Kram, verträumte Landschaften in Aquarell. Passend für ein Sanatorium. Neben dem Bad gibt es einen erst auf den zweiten Blick als solchen erkennbaren Wandschrank. Ich öffne ihn, finde aber außer ein paar Handtüchern und hässlichen Klamotten in meiner Größe nichts Interessantes.

Ich fische etwas heraus, das wie ein Pyjama aussieht, und schlüpfte hinein. Dann lasse ich mich wieder auf das Sofa der Sitzgruppe fallen und lege meine Füße, deren Unterseiten sich jetzt mit einem leichten Pochen bemerkbar machen, auf das Tischchen. Ich nehme die Fußsohlen genauer unter die Lupe. Aber da ist abgesehen von der flächendeckenden Rötung und vielen dunkleren Sprengeln unter der Haut nichts mehr zu sehen von den Wunden. Ist schon eine geniale Erfindung, diese Dosenhaut. Schade, dass sie meine Nase nicht auch damit behandelt haben. Ich rutsche so weit runter, dass mein Kopf bequem auf der Rückenlehne liegt, und schaue in den Park.

Mit einem leisen Zischen gleitet die Schiebetür auf, und meine beiden Weißkittel sind zurück. Der eine trägt ein Tablett, auf dem sich unter einer Silberhaube ein

Teller duckt. Er guckt stirnrunzelnd auf meine Füße, die ich auf dem Tischchen geparkt habe. Aber ich denke nicht daran, sie wegzunehmen. Er zögert einen Moment, dann stellt er das Tablett auf meinen Schoß und nimmt mit übertriebenem Schwung die Haube ab. Darunter liegt tatsächlich ein Döner!

Bei dem Anblick läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Mein Magen macht sich mit einem vorwurfsvollen Grummeln bemerkbar.

Ich rutsche ein wenig hoch, greife mir das Fladenbrot mit beiden Händen und beiße herzhaft hinein.

Ein schwerer Fehler!

Wenn ich nicht so einen Hunger hätte, würde ich den beiden den Bissen vor die Füße spucken.

Stattdessen würgte ich das fade Etwas hinunter, um mich dann zu beschweren: »Das soll ein Döner sein? Das Ding schmeckt nach gar nichts! Da ist Pappe aromatischer!«

Die beiden tauschen einen Blick, bevor der Bulli sich räuspert und sagt: »Nun ja, die Rezeptur kann sicher noch verbessert werden. Sie müssen uns ein bisschen Zeit geben. So ein Gericht wurde hier noch nie bestellt.«

»Aber das Ding ist nicht nur laff gewürzt, sondern schmeckt überhaupt nicht nach Fleisch!«, beschwere ich mich und bearbeite angewidert, aber hungrig den nächsten Bissen. Das staubtrockene Zeug klebt am Gaumen.

»Das wird daran liegen, dass wir aus ökologischen und ethischen Erwägungen zu einer vegetarischen Ernährungsweise gefunden haben.«

»Na großartig«, stöhne ich, »und ich muss ausgerechnet in so einem Weltverbesserer-Sanatorium landen!«

»Sie missverstehen das ...«, fängt der andere Weißkittel an, aber der Bulli fällt ihm ins Wort: »Lass gut sein, das müssen wir nicht heute besprechen.« Mit einem an mich adressierten Lächeln fährt er fort: »Morgen finden wir sicher ein paar Gerichte für Sie, die Ihnen mehr zusagen.«

Ich habe inzwischen mehr als die Hälfte von dem geschmacksfreien Döner verdrückt, als mir ein unangenehmer Gedanke kommt.

»Aber wenn Sie hier kein Fleisch zubereiten, was ist das dann für ein Zeug in meinem Döner?«

»Es handelt sich um ein Produkt auf der Grundlage von Eiweißpulver, das aus Meeresalgen gewonnen wird.«

Hätte ich mal besser nicht gefragt. Algen! Bei der Vorstellung kann einem ja übel werden. Doch der Hunger lässt mich auch den Rest von diesem gefakten Döner hinunterschlingen. Ich spüle mit einem großen Glas Wasser nach. Jetzt bin ich angenehm satt und schläfrig.

7.

Dem Bulligen ist wohl aufgefallen, dass mir die Augen zufallen. Er fragt, ob sie mir den Schlafraum zeigen sollen. Ich nicke und folge den beiden in den angrenzenden Raum, dessen Schiebetür sich bei unserer Annäherung von allein öffnet. Wir betreten ein kleines, fensterloses Zimmer mit Wänden in kühlem Toilettenreinigerblau, unmöbliert bis auf eine Art Kleiderständer und ein riesiges blaumetallisches Ding. Es erinnert mich fatal an den sargähnlichen Behälter, in dem ich bis vor Kurzem noch gesteckt habe, nur dass dieser Zylinder keinen Glasdeckel hat.

Ich merke, wie sich kleine Schweißtröpfchen auf meiner Stirn bilden, will mir aber vor den beiden nichts anmerken lassen und frage nur: »Wo ist denn das Bett?«

Die Weißkittel tauschen einen Blick, den ich nicht deuten kann.

Kann es sein, dass meine Frage sie amüsiert?

Der Schmalere sagt: »Wir verwenden keine Betten mehr. Was Sie dort vor sich sehen, ist ein Schlaftank der Premiumklasse. Ich habe mir gerade auch so einen für zuhause angeschafft und kann Ihnen versichern: Er ist einfach *fan-tas-tisch!*«

Er macht drei Schritte auf das Ungetüm zu und tätschelt es liebevoll mit der Hand. Mit einem leisen Zischlaut gleitet der Deckel auf.

»Kommen Sie, sehen Sie sich das mal genauer an!«, fordert er mich mit vor Begeisterung sprühender Stimme auf, und ich mache zögernd ein paar Schritte auf das Ding zu.

Er fährt enthusiastisch wie ein Gebrauchtwagenverkäufer fort: »Das Modell Somniferator XL6 verfügt über eine Fluid-Mosaic-Liegefläche, fühlen Sie mal ...«

Dann packt er meine Hand und will sie auf die Unterlage drücken, aber ich mache mich grob los. Er hebt beschwichtigend die Hände und drückt selbst auf die Unterlage, die aus einer Art Schaum besteht. Als er seine Hand wieder wegnimmt, ist für einen kurzen Moment sein exakter Handabdruck zu sehen, bevor der Schaum langsam und zähflüssig wieder in die Lücken kriecht.

»Haben Sie gesehen? Die Liegefläche besteht aus einer Vielzahl von gegeneinander verschiebbaren Einzelmolekülen. Sie formt exakt Ihre Körperkontur nach. Und sie stellt sich in ihrer Festigkeit auf das von integrierten Drucksensoren gemessene Körpergewicht ein, sodass Sie angenehm und scheinbar schwerelos wie auf einer Wasseroberfläche treiben. Nie mehr Rückenschmerzen oder Verspannungen durch falsches Liegen! Temperatur, Lichtwechsel und Musik können Sie nach Ihren Wünschen programmieren. Das Modell verfügt über ein sprachabhängiges Steuermodul. Kommen Sie schon, probieren Sie es aus. Ich verspreche, Sie werden begeistert sein!« Er macht eine einladende Geste.

Ich verspüre zwar nicht die geringste Lust, mich auf diesen Wunderschaum zu legen, möchte aber auch nicht, dass die beiden muskelbepackten Kerle mich für einen Feigling halten. Was soll schon passieren, solange keiner den Deckel zumacht?

»Aber das Ding bleibt offen!«, stelle ich klar, und die beiden nicken.

Also schiebe ich meinen Körper ganz langsam auf den eigenartigen Schaum. Erst gibt es leichte Wellen wie bei einem Wasserbett.

Dann hört die Schaukelbewegung auf. Ich entspanne mich allmählich. Ich muss zugeben, es fühlt sich wirklich sehr gut an. Mein geschundener Körper schwebt wie auf Wolken.

»Wollen Sie nicht doch eins der A- und V-Programme ausprobieren?«, drängt mich der Übereifrige.

Der Bulli fängt meinen fragenden Blick auf und erläutert: »A und V stehen für akustische und visuelle Programme.«

Schon sprudelt sein Kollege weiter: »Sie können sich zum Beispiel Musik wünschen, Walgesänge, Meeresrauschen oder den Ton eines schlagenden Mutterherzens. Was auch immer Sie persönlich als beruhigend empfinden. Nennen Sie einfach Ihren Favoriten!«

Ich habe keinen, aber damit der Übereifrige Ruhe gibt, murmle ich: »Herzschlag.«

Sofort umgibt mich ein rhythmisches, dumpfes Pochen.

»Seeehr gute Wahl. So klingen für ein Kind in der Gebärmutter die mütterlichen Herztöne. Was könnte es Beruhigenderes geben? Noch besser wird es mit den V-Programmen. Sie können sich Lichtwechsel oder Farbverläufe bestellen, oder konkrete Bilder wie zum Beispiel einen Regenbogen oder einen Sonnenuntergang. Nur zu, probieren Sie es aus!« Der Typ hängt sich rein, als wollte er mir den Schlaftank verkaufen.

Weil mir nichts Besseres einfällt, sage ich: »Sonnenuntergang.«

Ohne Vorwarnung schließt sich der Deckel über mir und verschwindet hinter der täuschend echten Projektion eines Sonnenuntergangs über dem Meer. Ich bin gefangen. Schon wieder! Meine Fäuste ballern gegen den orange gestreiften Himmel über mir.

»Scheiße, verdammte Scheiße!«, brülle ich die Sonne an, die langsam auf Schmusekurs mit dem Meer geht. »Ihr verdammten Scheißkerle habt mich reingelegt!«

Nichts zu hören als das dumpfe Herzpochen, das überhaupt nichts Beruhigendes an sich hat, sondern mir immer lauter und bedrohlicher im Kopf dröhnt. In meinem Gefängnis breitet sich ein widerwärtiger Geruch aus. *Nicht schon wieder! Den kenn ich doch! Widerlich süß und zugleich streng wie ein wildes Tier. Was kann das bloß sein? Natürlich – Moschus!* Eine beißende Moschuswolke raubt mir hier drinnen die Luft zum Atmen.

»Ich ersticke, verdammt noch mal!«

Die Sonne klebt ungerührt als riesige Blutorange am Horizont und ergießt wie von unten angestochen ihren dunkelroten Saft ins Meer.

»Ich hab' euch doch nichts getan! Warum lasst ihr mich hier drin verrecken?!«

Meine schmerzenden Fäuste prügeln auf die Sonne ein, die inzwischen zur Hälfte vom blutigen Meer verschluckt worden ist. Tränen laufen mir über die Schläfen und versickern in meinen Haaren. Mein eigener rasender Herzschlag vermischt sich mit dem fremden zu einem hässlichen Gewummer. Keuchend ringe ich nach Luft und traktiere den ausblutenden Feuerball mit meinen Fäusten, bis das Meer ihn sich ganz einverleibt hat. Blaue Dämmerung fällt herab.

War's das jetzt für mich? Bin ich dem anderen Sarg nur entkommen, um in diesem Luxusmodell zu verrecken? Sterben die anderen auch in diesem Moment?

Mich verlassen die Kräfte. Meine Fäuste sinken schlaff herab. Der Atem geht flach und schnell. Es wird finster. Nur im Vordergrund tanzen noch rote Flecken.

Ein Zischen, dann schweben die Gesichter der beiden Weißkittel über mir.

»Und? Was sagen Sie? War's gut?«, strahlt mich der Schmalere an.

Statt einer Antwort schnelle ich nach oben, umklammere seine Kehle und drücke zu. Er glotzt erstaunt, bevor er sich mit einer schnellen Folge von Bewegungen aus meinen Händen befreit und mir die Arme auf den Rücken dreht. Der Kerl sieht nicht nur aus wie ein Türsteher, sondern kann auch Befreiungsgriffe. Und an körperlicher Kraft ist er mir haushoch überlegen.

Der Bulligere übernimmt mich und zerrt mich aus dem Tank. Ich zapple im festen Griff seiner muskelbepackten Arme, während der andere ein paar Schritte zurücktritt, seinen Hals massiert und murmelt: »Was soll denn der Unfug?«

»Ihr Schweine habt den Deckel geschlossen!«, schäume ich.

»Natürlich, Sie wollten doch das V-Programm erleben.«

Er schüttelt verständnislos den Kopf, was mich nur noch mehr zur Raserei bringt. Ich versuche, nach hinten auszuweichen und gezielt die Schienbeine des Bulligen zu treffen.

IMPRESSUM
Neuaufgabe 11/2020

© by Andrea Reder
© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Dangerous Person – Die Verdammten

Autor: Andrea Reder

Lektorat: Paul Lung

ISBN: 978-3-96741-078-5

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.